Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 2 (1898-1899)
Heft: 1

Artikel: Der Flickschneider [Fortsetzung folgt]
Autor: Lienert, Meinrad
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-661112

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 23.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Nachdruck verboten.

Der Flickschneider.

Erzählung von Meinrad Lienert.

I.

Bi de Wättertanne,
Höich im Schwyzerland
Hangt es hölzis Chefi
A der Felsewand.

Sitzt e Vogel drinne
Wo gar lustig pfifft
Wänn us Näwelwulche
D'Sunne schlüft.

Und das hölzi Chefi
Ist mis Vaters Hus, —
Ich bi s'Vögeli
Und möcht' zuem Pfeister us.

Möcht's dä Buebe brichte
Rings im Schwyzerbiet
Wie schön bärgesthalbe
D'Liebi blüeht.

Aus dem schindelngedeckten Tätschhäuschen im Sitigewände kam singend und springend das Marannli. In der rechten Hand schlenkerte das Jüngferlein einen Melkstuhl hin und her und mit den blauen Augen schaute es träumerisch in das enge Ryßachtal hinab, in welchem nahe dem rauschenden Wildbach das weltabgeschiedene Dörflein Ryßach liegt. —

„Marann!"

„He?"

„Die Mutschli melchen!"

„Jaha!" Wie ein Spinnlein lief das Mädchen über die schmutzigen Steinplatten zum Brunnentrog, der vor dem an's Häuschen gebauten Geißgaden lag. An der knorrigen, aufwärtsschauenden Brunnenröhre hing der Milcheimer. Flink leerte es das Wasser in den moosgrünen Brunnentrog und huschte hurtig und übermütig pfeifend wie ein echter Geißbub in den Stall. Juhui! hallte es durch die schmale Hüttentüre ins Tal hinab. Da stand das Marannli schon wieder mit dem vollen Milcheimer, aus dem der weiße Schaum lustig wie Schnee quoll, auf den Steinen beim Brunnen, stellte ihn auf den Scheitblock, holte den Graskarren im Tenn und fuhr hinüber über den steinigen Weg nach dem nahen Bergahorn, wo die Grasmaden lagen. Dort griff sie fest ins Zeug, häufnete mit der Gabel das junge erste Frühgras und warf es in den Karren. Mit einemmale hielt sie inne und äugelte forschend gegen den nahen Wald

hinab. Unter den Tannen hervor schlenderte müde und mit schier unsicherm Fuß ein junger Mann. Zögernd hielt er an und schaute hinauf zum einsamen Berghäuschen, das wie ein Vogelkäfig an der schroffen Halde hing.

„Juhui!" schrie das Mägdlein. Vom Wald herauf kam keine andere Antwort als ein verlegenes Hüsteln.

„Nachthüel!" brummte das Marannli. Jetzt aber bewegte sich der Fremde langsam das Bergweglein hinauf und bald befand er sich neben dem emsig schaffenden Maitli und sah sie und den Graskarren verlegen an. Unbemerkt schielte sie nach ihm. Es war ein braunhaariger Bursch, schier klein und mager, mit zwei großen dunklen Augen. Er schien für sie gar nicht auf der Welt zu sein, denn ordewohlauf pfiff sie einen Vaterländischen. „Khm, khm", hustete er.

„Khm, khm", hustete sie.

„Jungfer, erlauben Sie . . . .", wollte er schüchtern beginnen.

„Ich habe gemeint, du könnest bloß husten und khm, khm machen!" fuhr sie auf und kehrte sich bolzgrad nach ihm.

„Nichts für ungut", machte er schier erschrocken und wurde brandrot, „könnt ihr keinen Schneider brauchen auf die Stör?"

„So bist du ein Schneider?" — sagte sie lachend — „e Schneider und e Geiß, die werdet selte feiß, — gelt du meinst, es geb' Hosen zu flicken? — Vielleicht, daß der Vater ein Paar auszubessern hat, aber nimm dich inacht, Bürschlein, daß du ihn nicht stichst, ein Stich mit der Nadel wird oft übler genommen, als ein Hieb mit dem Reitel; aber komm', kannst selber nachsehen daheim, ob's was zu flicken gibt, ich mein wohl. Bist müd', he?"

„Ja, ein wenig schon", gab das Schneiderlein halblaut zurück und dabei zitterten ihm die Beine.

„So hock auf den Karren!" lud sie ihn kurzangebunden ein.

„Ach nein, das darf ich Ihnen nicht zumuten."

„Was? — Abhocken sollst!" schrie das Maitli, packte ihn und höckte den schwach Widerstrebenden auf das Gras. „So hüst, Choli!" lachte sie, faßte die Karrenstange fest an und fuhr das Gras samt dem zündroten, verblüfften Schneiderlein hinüber zum Geißgaden. Ueber die hartköpfigen Steine vor dem Gaden schüttelte und rüttelte es den ungewohnten Kutschenfahrer gar sehr und im Tenn warf ihn die tolle Maid samt Grasladung seitlings ab: „da liegst, Herzwasser!" Ruhig fütterte sie die Geißen. Er aber wollte den Staub von den Füßen schütteln und sich still aus dem Tenn verziehen, um im Häuschen neben an um Arbeit zu fragen, denn er spürte grimmigen Hunger!

„Wohin willst, Schniederli?“ rief sie, „wart' ich komm' mit dir, magst etwa einen Schluck Milch?“

„Ja, ja, gern“, platzte er heraus.

„Da lürgg', bis dich das Rülpsen ankommt.“ Den vollen Eimer hielt sie ihm hin. Mit beiden Händen griff er zu und trank und trank, als hätte er im glühenden Sonnenbrand acht Tage lang gehopswalzert. Endlich hielt er mit einem erlösenden Seufzer inne, wischte den weißbestaubten Bartflaum mit einem leisen „Vergeltsgott.“

„Magst nicht mehr?“ fragte sie und aus ihren kecken, blauen Augen lachten ihn zwei Sternlein recht warm an.

„Nein, es tut's“, dankte er.

„Komm jetzt!“ befahl sie dann und geleitete den Schneider über das Stiegenbrücklein hinauf ins Häuschen. Im Hausflur war es dunkel, sie ergriff mit fester Hand seinen Arm, eine Türfalle klinkte und das Paar stand im Stübli. „Einen Schneider bring' ich!“

„Jeses Maria und Sankt Joseph!“ quickte es aus der Ofenecke, „schleppt der Zaupf die Landfahrer noch selber ins Haus, wenn sie einen sonst zu armen Tagen betteln.“ Ein dickes Weibsbild kam daher gewatschelt und stellte sich breit wie eine Streuetriste vor den Schneider. Unter dem Ofen hervor kroch ein kleiner Bub. „Was will denn der Schneider? Die paar Hudeln und Fetzen können wir selber zerreißen und sie flicken zu lassen kostet viel zu viel. Wollt' er denn auf die Stör bleiben?“

„Freilich will er“, sagte resolut das Marannli „und ich mein' eine Hoffahrt wär's keine, wenn wir schon einmal auf ein paar Tage den Flicker hätten; ist ja so alles löcherig und verschränzt, was wir an Tuch im Haus haben. Ansehen darf man ihn auch, der schönste ist es zwar nicht, aber es gibt noch wüstere und essen wird er auch nicht zuviel, schau das Hosenmandli nur an.“ Damit ergriff sie das Schneiderlein und stellte es der Alten direkt unter das rotbräche Gesicht.

„Ich will am End mit dem Vater reden“, keuchte die Alte, „brauchen, mein ich, könnten wir den Flickschneider auf ein oder zwei Tag. Der Seffl, der Donnersbub da, hätt ein Paar neue Hosen nötig. Er macht uns mehr Kosten als wenn's ein eigener wär. Hat der Schneider Feierabend, so kann er etwas helfen, etwa Holz rüsten.“

„Ist's dir's so recht Schneider?“ fragte die Jungfer den verschüchtert dastehenden Handwerksgesellen.

„Ja es ist mir schon recht, aber das Holzspalten verstehe ich nicht.“

„Jetzt schau mir einer den Mannskerl an, nicht einmal Holzspalten kannst, du wirst mir ein saubrer Schneider sein,“ lärmte die Alte; „gleich

gehst, Marann, und lehrst ihm's, ich will derweil sein Bündel in den Guckaus tuen und dann den Vater rufen, er führt Mist aus. Und noch eins, geboren bist Schneider, das sieht man, aber einen ehrlichen Namen wirst auch haben und ein Heim."

„Ich bin von Baselland und heiß Nepomuk".

„Also hüst, Nepomuck, jetzt geht's zum Scheiten," lachte das Maitli und führte ihren nunmehrigen Hausgefährten vor den Stall, wo der Scheitblock stand. Dort stak die blitzende Axt tief im Holzstamm.

Der Schneider Nepomuck soll das Scheiten in einer kurzen Stunde so gut losgehabt haben, wie ein alter Schrötter. Freilich seien ihm einige Knebel an den Kopf geflogen, aber jedes Lehrgeld will bezahlt sein.

Beim Zunachten dampfte im niedern, getäfelten Stubeli im Siti auf dem schweren Eichentisch, der mit einem Ende an die Wand ging, eine Mehlbrüh und ein Erdäpfelberg. Bankoberst hockte der Sitichäpp, der Präsident von Ryßach und hatte den Hirthemdzipfel noch auf dem Kopf. Neben ihm vertat sich sein wohlbeleibtes Weib, die Kathriseppe. Ihr gegenüber saß der angenommene Pflegesohn, der „Bub" und neben ihr das Marannli und dem gegenüber der Schneider Nepomuk. Da tat der Alte das übliche Gebet und darnach so langten sie alle miteinander recht tief hinab in die Mehlbrüh und löffelten fröhlich drauf los. Der Alte brummte, die Alte klagte und jeselte, der Bub worgelte und schmatzte hinein und nur das Marannli und der Gesell löffelten stillschweigend die Mehlbrüh. Merkwürdig war nur eins, daß das Marannli, welches sonst die Mehlknollen selber so gern aß und deswegen oft dem Bub auf die Dappen geklopft hatte, nun dem fremden Schneiderlein die Knollen geradezu in den Löffel schob und mit der dünnen Brüh vorlieb nahm. Und als nun der Sitichäpp den runden Löffel wiederum abgeleckt und in das Becki gesteckt hatte und man allseitig den Erdäpfelberg abzutragen begann, da war es ebenso merkwürdig, daß die Jungfer die aufgesprungenen, mehligen Erdäpfel, welche sie sonst vorweg aß, immer auf die Seite des Schneiderleins rollen ließ. Das Merkwürdigste aber war, daß das Maitli den Buben nicht fötzelte und ihn nicht einen wüsten Strauchtüfel nannte.

Wie sie mit dem Essen fertig waren und alles sauber zusammengeschrottnet war, läutete es vom Ryßacher Kirchlein herauf zum englischen Gruß. Da erhob sich auch der Gesell und bewegte aber nur die Lippen, während die andern laut beteten. „Gott tröste die Seelen der Abgestorbenen und gebe ihnen die ewige Ruhe, Amen", machte der Bauer und damit war das Abendgebet zu Ende: „Hör' Schneider," sagte er aber dann brummend, „es wundert mich, daß du beim Essen so einbrockst und beim Beten nur so mümpfelist, gib acht, daß dir die Seele nicht verhungert und

schaff wie du issest! Schlaft gesund." Der Sitichäpp langte in das Weihwasserkesselchen bei der Türe neben dem Boffet und ging um den Ofen hinauf in die Stubenkammer. Der Geselle aber schlich sich verlassen, wie David bei seiner Flucht über den Jordan, in seinen Guckaus. Er fand sich im Dunkeln nur mühsam zurecht und als er endlich an der Türe anlangte, berührte zu seinem Schrecken eine warme Hand seine Stirne und seinen Mund und machte ihm das Zeichen des heiligen Kreuzes. Entsetzt wollte er um sich greifen, da flüsterte ihm eine Stimme ins Ohr: „Ich bin's, das Maitli, so ohne Gebet und Weihwasser laß' ich dich nicht gern das erstemal im Guckaus, wo ich bis heut' mein Gelager hatte. Weißt wie wir singen auf der Vorkirche:

„Bald die ganze Hölle kläfft
Wo die Furcht des Herrn einschläft."

Schlaf wohl, Muckel." Weg war sie. Der Schneidergeselle aber tappte in seinen hochgelegenen Guckaus. Ein Lämpchen gab es auch dort nicht. Er tastete sich zum kleinen Scheiblein neben dem Bett. Ueberrascht staunte er in die Nacht hinaus. Das tiefe Ryßachtal war vom Mond beschienen und drüben standen die Riesengeister, die Berge, mit ewigem Schnee und drunten im Tale schien es, als wanderten ein Häuflein herabgefallener Sterne ruhelos wie arme Seelen umher und könnten den Weg nicht mehr finden hinauf zu dem strahlenden Heer ihrer Brüder. Es waren aber die Lichter des Dorfes an der Rißach. Der Schneidergesell drückte seine Stirne an das kalte Scheiblein und zwei Tränen liefen zitternd über seine bleiche Wange: „Kein Mensch ist, der mich lieb haben könnte."

II.

„Die Strahlen der Morgensonne huschten eben neugierig und leise ins Stubeli im Siti. Da hockte der Schneider Nepomuk schon rittlings auf einer Stabelle neben dem Uhrgehäuse, flickte den Sonntagskittel des Gemeindspräsidenten und guckte zuweilen flüchtig durchs kleine offene Fensterchen. Schon den dritten Notverband hatte er an die ehemalige Hochzeitsjacke gelegt und immer noch war der Schaden nicht ganz geheilt, denn in zwei Jahrzehnten reißt mancher Faden der Geduld und der Hosennaht. Um ihn herum lagen allerlei bunte Tuchlappen. Wie der emsige Gesell aber wieder hinaus sah in die Gebirgswelt, die eben der Vorfrühling durchbrauste und ihn die Schneeglöcklein am Steinweg gar freundlich anlugten mit den unschuldigen Augen, ward ihm das Herz recht voll. Hurtig wie Weberschiffchen schossen seine bleichen Finger durch den Kittel und mit einer gar heimweherischen Stimme sang er in den jungen Lenzmorgen hinaus:

Nun ist der Frühling kommen
Mit seiner Herrlichkeit;
Geselle, schnür das Bündel
Zur frohen Wanderszeit.

Schon steigt ein keckes Singen
Zum Himmel wie ein Falk;
Das Mägdlein lauscht am Fenster:
„Fahr wohl, du loser Schalk!"

„Fahr wohl, ich will mich trösten,
Du leichter Wand'rer du,
Dein Herz ist eine Schwalbe,
Die fliegt mir wieder zu."

Während er sang, hatte sich geräuschvoll die Stubentür geöffnet, aber der Geselle hörte es nicht. Auf der Türschwelle stand, einen bauchigen Milchkrug in der Hand tragend, das Marannli und lauschte schier andächtig dem Gesang. „Die fliegt mir wieder zu," da war das Liedchen aus. Ueberlaut lachte das Mägdlein heraus, daß der Schneider Nepomuk schier entsetzt sich umwandte und die Lippen zusammenkniff, als habe er einen Singvogel im Mund. „Du kannst's aber schön, sing noch ein's!" begann die Jungfer, und zwinkerte schelmisch mit den lustigen blauen Augen.

„Es fällt mir, mein ich, keines mehr ein," gab der Schneider zögernd und kaum von der Arbeit aufschauend zurück und dabei ward er rot wie eine ganze Feuersbrunst und ließ die Nadel drauflosfliegen, als gälte es zwei Weltteile zusammen zu nähen. Das Maitli aber rümpfte das sanft gebogene Näschen, stellte den Milchkrug dröhnend auf den Tisch und befahl kurz: „Nepomuckel, höck' dich zum Kallazzen!" *) Noch ein paar Nadelstiche und dann saß der Gesell vor seinem Aelplerkaffee und einem gewaltigen Hausbrod. „Greif zu," ermunterte das Marannli, „wenn du so issest wie du schaffst, gehst du von uns fort wie ein ausgestopfter Laubsack."

„Ich danke, ich eß schon," machte der braunhaarige, bleiche Bursche und schlürfte mit sichtlichem Wohlbehagen den Milchkaffee aus der großen geblümten Tasse, welche das Marannli von dem Boffet genommen und vor ihn gestellt hatte. „Marann!" lärmte es in der Küche.

„Ja, ja!" schrie das Mägdlein und lief mit den bloßen Füßen wie ein Spinnrad aus der Stube. Der Schneider Nepomuk aber staunte sinnend nach der Tür, durch welche die Jungfer verschwunden und in den dunkeln Augen leuchtete es wieder heimweherisch. Dann hob er sein geblümtes

*) Zum Frühstücken.

Kaffeekacheli und wie er's genauer besah, fiel ihm ein Sprüchlein auf, das zwischen brandrote Rosen gesetzt war und das hieß:

Nit weit kommt beim Lieben und beim Essen
Der nit kann der Blödigkeit vergessen.

Gedankenvoll beschaute der Gesell die Inschrift, leerte in einem Schluck das Kacheli und setzte sich, ein munteres Liedchen pfeifend, wieder auf seine Stabelle zur Arbeit.

Er muß sich das Sprüchlein etwas gemerkt haben, denn zwei Tage später, am Mittwoch Nachmittag, saß er wohlgemut auf seiner Stabelle und sang zur Arbeit ein Liedchen nach dem andern, obwohl auf der Ofenbank ihm gegenüber das Marannli Erdäpfel in ein Sieb schälte. „Han am ene Ort es Blüemli gseh," sang er, und zwar so schön, daß es das Marannli bedünkte, viel schöner können die Engel kaum singen. Stumm und still wie eine Feldblume, über welche hoch am Himmel der Ton der Sonntagsglocken zittert, lauschte das Mägdlein, die Hände im Schoß, dem Gesellen, und ihr leuchtender Blick hing an seinen Lippen.

„Das kann ich auch," sagte es freudig strahlend, als er den Gesang beendet hatte.

„So sing' du auch ein's," bat er.

„Nein, ich darf nicht," machte sie, „du lachst mich sonst aus." Merkwürdigerweise wurde nun die sonst so kecke Jungfer zündrot. „Das Feuer erhitzt einem die Backen," sagte sie, „wenn man so viel um den Herd sein muß. — Ich wüßte schon ein schönes Lied, das könne ich gut, sagt der Schulmeister, aber nein, nein ich sing nicht, ein so ruches Maitli."

„Aber so sing es doch, sonst weiß ich auch kein Liedchen mehr."

„Nein, nein." Sie machte eine abwehrende Bewegung.

„Übermorgen werd' ich wohl fort müssen," sagte er seufzend.

„Wenn du mir den Rücken kehrst, dann tu ich's, machte sie nun entschlossen. Der Gesell machte rechtsumkehrt. Das Marannli aber verbarg sich in dem Ofenwinkel und sang mit glockenreinem Stimmlein:

Schön isch wo der Friede wachst
Und die höiche Tanne,
Wo im Wald der Guggu singt
s'Feißmues i der Pfanne.
Wo i alle Felseschlüffe
Wachst guets Holz für Maiepfiffe;
Und wo's schöni Maitli git, —
Oder nid?
Weißt du so es Ländli neime?
Frili, s'ist bi üs deheime.

Ein rosiges Gesichtchen mit zwei lachenden Augen guckte um die Ofenecke: „Gelt, Schneiderlein, du lachst auf den Stockzähnen, ich seh's dir an!"

„Nein," sagte er und schaute die schüchtern hervortretende Maid so seltsam an, daß ihr mit einemmale zwei Röslein auf den Backen wuchsen — „ich möchte dir wohl noch lange zuhören."

„Was schaust mich den so spässig an?!" fragte sie jetzt plötzlich resolut.

„Wegen nichts," gab er kleinlaut zurück.

„Sag's mir recht — siehst mich etwa gern?" wunderte sie.

„Ja gern," kam's flüsternd und zögernd von seinen Lippen. Sie lachte: „Warum thust du so gstabet und kräuselst bloß den Schnabel, wenn's dir doch um's küssen ist, meinst denn die Maitli seien bloß zum Anschauen auf der Welt?!"

Da umhalste er sie überglücklich und schaffte jetzt mit dem Mundwerk noch viel flinker als mit der Nadel, was sie ihm aber nicht übel zu nehmen schien, denn so fröhlich er bar auszahlte, so fröhlich quittirte sie. „So nun wisch den Schnabel, es tut's!" sagte sie mit einemmal entschieden und tschuppte ihn meisterlosig im braunen, sorglich gescheitelten Haar, — wir kommen wieder zusammen, ich muß jetzt die Geißen hirten."

„Ach ja, aber bis heute abend bin ich ja mit der Arbeit zu Ende," machte trübselig das Schneiderlein „und sobald es nichts mehr zu flicken gibt, kann ich wandern, ja wandern und die Lieb', die bleibt zurück."

„Man merkt wohl, daß du Nepomuk heißest," sagte sie und huschte schelmisch lächelnd aus dem Stubeli. Der Schneidergesell aber höckte sich ganz verwirrt auf seine Stabelle an's Butzenscheiblein und nähte in süßes Träumen versunken den abgetrennten, himmelblauen Rockärmel des Marannli an des Bauern Sonntagskittel, wobei er leise vor sich hinsang: „Muß i denn, muß i denn zum Städtele naus und du mein Schatz bleibst hier."

(Fortsetzung folgt).

Reisebriefe aus dem fernen Osten.

Nachdruck verboten.

Von einer Zürcher Aerztin.*)

An Bord des Helios, den 2. Juni 1897.

Lieber Max! Gestern Morgen früh ging unser Schiff in Port-Said vor Anker. Wir legten nicht weit vom Ufer im innern Hafen

*) Fortsetzung der im ersten Jahrgang begonnenen Beschreibung der Reise, die eine energische und tatkräftige Schweizer Aerztin in die Gegend der türkischen Greueltaten unternahm, um an deren armenischen Opfern ihr Liebeswerk zu üben. Die folgenden Briefe die uns den interessantesten Teil der Erlebnisse unserer wackern Landsmännin erzählen, werden nicht geringern Beifall verdienen als ihn die ersten gefunden haben.